

(Nachdruck verboten.)

23]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

„Ja, nu soll die Saat am liebsten schon gedroschen werden, wenn sie noch auf'n Halm steht, und die Kälber verkaufen sie im Mutterleibe,“ sagte Kalle. „Aber nu bist Du, weiß Gott, Schwarzer Peter geworden, Großmutter!“

„Das kommt davon, wenn man den Mund laufen läßt und nich auf seine eigenen Angelegenheiten aufpaßt,“ sagte die Alte.

„Großmutter soll schwarz gemacht werden!“ riefen die Kinder. Die Alte bat und flehte, sie hätt sich gerade eben erst für die Nacht gewaschen. Aber die Kinder machten einen Kork im Ofen schwarz und umringten sie; sie friegte ihren schwarzen Strich auf die Nase. Sie lachten alle, groß wie klein. „Ein Glück, daß ich es nich selbst sehen kann,“ sagte Großmutter und lachte mit. „Nichts is so schlimm, daß es nicht zu was gut is. Aber ich möcht doch gern meine Augen wieder haben, bloß fünf Minuten, ehe ich sterb. Es wär so schön, das Ganze noch einmal zu sehen, so wie Kalle sagt, daß die Bäume und alles heranwächst — das ganze Land hat sich woll verändert? Und die kleinsten Kinder hab ich ja noch gar nich gesehen.“

„Die Leute sagen, man könnt die Blindheit wegnehmen, da drüben in Kopenhagen,“ sagte Kalle zu dem Bruder.

„Das kostet woll Geld, kann ich mir denken?“ fragte Lasse.

„Hundert Kronen kostet es woll allerwenigstens,“ meinte Großmutter.

Kalle sah nachdenklich aus: „Wenn wir nu den ganzen Kram verlaufen, müßt ich mich wundern, wenn da nich hundert Kronen bei rauskämen. Und dann hätt Großmutter ihre Augen wieder.“

„Herr Gott soll uns bewahren!“ rief die Alte aus. „Haus und Hof verkaufen — Du bist woll nich ganz richtig im Oberstübchen, Du! Große Kapitalien an ein altes ausgelebtes Ding wie ich verschwenden, wo ich doch schon mit einem Wein auf dem Kirchhof steh. Ich könnt es mir ja gar nich besser wünschen als ich es hab!“ Sie hatte Tränen in den Augen. „Gott soll mich bewahren, auf meine alten Tage solch Unglück anzurichten.“

„Ach was, wir sind ja noch jung!“ sagte Kalle. „Wir könnten woll noch was Neues anfangen, Marie und ich.“

„Hat keiner von Euch gehört, was Jakob Kristians Wittve macht?“ sagte die Alte ablenkend. „Ich hab es so in Gefühl, daß sie zuerst daran muß und dann ich. Ich hab die Krähen vorige Nacht da drüben rufen hören.“

„Das is unser nächster Nachbar drüben auf der Heide,“ sagte Kalle erklärend. „So, sollt es mit ihr zu Ende gehn? Ihr hat doch den ganzen Winter nichts gesehlt, soviel ich weiß.“

„Du kannst mir glauben, es is so,“ sagte die Alte sehr bestimmt. „Daß doch morgen mal ein von den Kindern rüberlaufen.“

„Ja, wenn Großmutter Ahnung hat — Jakob Kristian selbst hat sich auch deutlich gemeldet als er hinging und starb. Wir sind ja auch all die Jahre so gute Freunde gewesen, er und ich.“

„Hat er sich gezeigt?“ fragte Lasse feierlich.

„Ne, aber eine Nacht — wir hatten so'n recht böses Ofteberwetter — da wach ich davon auf, daß es an die Haustür klopf; das sind nu gut drei Jahre her. Marie hat es auch gehört, und wir lagen da und sprachen davon, ob ich aufstehen sollt. Es blieb beim Schnaden, und wir waren gerad dabei, wieder einzuschlafen, als es wieder klopf. Ich spring auf, fahr in meine Hosen und mach die Tür ein ganz klein bißchen auf, aber da war keiner. Das is doch schnurrig, sag ich zu Marie und friech wieder ins Bett rein; aber ich bin noch nich mal unter das Oberbett gekommen, als es zum dritten Male klopf. Da wurd ich ärgerlich, ich steckte die Laterne an und ging rund um das Haus herum; da war nichts zu sehen und zu hören. Aber am Morgen kam ja Bescheid, daß Jakob Kristian in der Nacht gestorben war, gerad um die Zeit.“

Pelle saß da und lauschte der Unterhaltung, er drängte sich ganz an den Vater heran vor Furcht. Aber Lasse selbst sah auch nicht gerade tapfer aus. „Mit den Toten is nicht immer gut fertig zu werden,“ sagte er.

„Ach was, wenn man keinem Menschen nichts nich getan hat und wenn man immer jedem gegeben hat, was ihm zukommt, was können sie einem da woll tun?“ sagte Pelle. Großmutter sagte nichts, sondern saß da und wiegte viel, jagend dem Kopf hin und her.

Jetzt kam die Frau herein und stellte eine Krufe mit Schmalz und ein großes Schwarzbrot auf den Tisch.

„Das is die Gans,“ sagte Kalle und stach ausgelassen mit seinem Doldmesser in das Brot, „wir haben sie noch nicht angechnitten — sie is mit Zwetschen gefüllt. Und das da is das Gänjeschmalz. Langen Sie zu, meine Herrschaften! —“

Lasse und Pelle mußten jetzt daran denken, nach Hause zu kommen, sie sängen an, ihre Tücher um den Hals zu binden. Die andern wollten sie noch nicht weglassen; sie redeten hin und her, und Kalle machte Wiße, um sie noch eine Weile zurückzuhalten. Aber auf einmal wurde er grabesernst — man hörte Zammern draußen in dem kleinen Gang, jemand schloß an die Tür und gab es wieder auf. „Wahrhaftig in Gott, das is Spuk!“ rief er aus und sah ängstlich von dem einen zu dem andern hinüber.

Da jammerte es wieder, und die Frau schlug die Hände zusammen. „Das is ja Anna!“ rief sie aus und öffnete schnell die Tür. Anna trat weinend ein. Sie fielen von allen Seiten mit verwunderten Fragen über sie her, sie antwortete nicht, sondern weinte nur.

„Und Du hast Zeit, uns Weihnachten zu besuchen? — und kommst weinend nach Haus, Du bist mir die Rechte,“ sagte Kalle lachend. „Ne, so'n Gör — Du mußt ihr einen Schmuiler machen, Mutter!“

„Ich bin ja weggejagt!“ brachte das Mädchen endlich schlingend heraus.

„Das bist Du doch woll nicht!“ rief Kalle in ganz verändertem Ton aus. „Aber warum denn? — hast Du gestohlen? Oder bist Du frech geworden?“

„Ne, aber der Bauer sagte, ich hätt 'ne Liebschaft mit dem Sohn auf'n Hof.“

Wie ein Blitzstrahl glitten die Augen der Mutter von dem Gesicht des Mädchens an ihrer Gestalt hinab — dann brach auch sie in Tränen aus.

Kalle konnte nichts sehen, aber er fing die Gebärde seiner Frau auf und begriff. „Ach so,“ sagte er leise, „ach so!“ Der kleine Mann glied einem großen Kinde, sein Ausdruck wechselte, es kam und ging zitternd in seinem gutmütigen Gesicht. Dann siegte das Lächeln wieder. „Na, aber dann is ja alles gut!“ rief er aus und lachte laut. „Gute Kinder sollen ja auch den Eltern die Mühe abnehmen, wenn sie heranwachsen und es können. Zieh Dich aus, Anna, und setz Dich hin, Du bist woll hungrig. Es konnt sich gar nich besser passen, wir müssen die Madam ja doch holen lassen!“

Lasse und Pelle zogen die Halstücher vor den Mund in die Höhe, nachdem sie sich rings in der Stube verabschiedet hatten. Kalle umkreiste sie und schwahte eifrig, er hatte keine Ruhe. „Kommt bald wieder, Ihr beide, und noch vielen Dank für den Besuch und die Flasche, Bruder Lasse! — Ja,“ sagte er dann plötzlich draußen in der Haustür und lachte ganz ausgelassen, „und das wird ja ganz fein, Du! mit dem Bauer verschwägert, gewissermaßen! Zum Deubel auch, Kalle Karlsön, Du und ich, wir werden in Zukunft die Nase woll hoch tragen!“ Er gab ihnen eine kleine Strecke Wegs das Geleite, beständig schwäwend; Lasse wurde ganz traurig zu Sinne dabei.

Pelle mußte recht gut, daß das mit Anna als große Schande betrachtet wurde, und begriff nicht, daß der Oheim Kalle die Sache so vergnügt nehmen konnte. „Ja, ja,“ sagte Lasse, indem sie stolpernd ihren Weg zwischen den geschlagenen Steinen hindurch fanden, „Kalle is genau so, wie er immer gewesen is. Er laßt da, wo andere weinen.“

Es war zu dunkel, um quersfeldein zu gehen, sie schlugen den Fahrweg nach Süden zu ein, um an die Landstraße hinab zu gelangen. Hier am Kreuzwege, dessen vierter Arm nach dem Dorfe hinunter führte, lag der Kaufmannsladen, der gleichzeitig eine geheime Schenke war.

Anfiedler-Geschichten aus Nordland.

(Von Andreas Haukland.)

Bär.

Als sie an der Schenke vorüberkamen, drang ihnen ein heftiger Lärm von drinnen entgegen. Die Thür sprang auf und einige Männer wälzten einen Männerkörper vor sich her, der rund auf dem Wege herumrollte. „Nu hat die Polizei sie woll bei ihre heimliche Trinkerei überrascht!“ sagte Lasse und ging mit dem Zungen auf den gepflügten Acker hinaus, um ungesehen vorüber zu kommen. Aber im selben Augenblick wurde da drinnen eine Lampe in das Fenster gestellt und man gewahrte sie.

„Da geht ja der Kuhhirte aus Steengaarden!“ rief eine Stimme. „Hallo, Lasse, komm mal her!“ Sie gingen heran und sahen einen Mann auf der Erde liegen und mit den Füßen schlagen, das Gesicht nach unten; die Hände waren ihm auf dem Rücken zusammengebunden, er konnte das Gesicht nicht von dem Schmutz befreien.

„Aber das is ja Per Olsen!“ rief Lasse aus.

„Ja woll is er das!“ antwortete der Kaufmann. „Könnt Ihr ihn mit nach Haus nehmen? Er is nich ganz richtig in' Kopf.“

Lasse sah bedenklich zu dem Zungen hinüber. „Ein wütender Mann — das können wir beide nich.“

„Ach, die Hände sind ihm ja gebunden. Ihr haltet bloß das Ende von dem Strick, dann geht er ganz ruhig mit,“ sagte einer der Männer. Es waren Steinarbeiter oben vom Bruch. „Nicht wahr, Du gehst ganz ruhig mit?“ und stieß ihn mit der Holzschuhschnauze in die Seite.

„Ach Jesus, Jesus!“ stöhnte Per Olsen nur.

„Was hat er bloß einmal getan?“ fragte Lasse — „warum habt Ihr ihn zunichte geprügelt?“

„Wir mußten ihn prügeln, weil er sich seinen einen Daumen abhacken wollt! Er versuchte es mehrmals, das Schwein, und kriegt ihn auch halb ab — wir mußten ihn prügeln, damit er nachlassen sollt.“ Sie zeigten seinen Daumen vor, der war ganz blutig. — „So'n Vieh fängt an, an sich selbst runzuhauen und zu schneiden, weil er ein Paar Pregel Brantwein reingeküllt hat! Wenn er sich prügeln wollt, waren hier doch Mannsleute genug, sollt' ich meinen!“

„Wir müssen ihm woll einen Rappen umbinden, er verblutet sich ja sonst, der Kermste,“ sagte Lasse und holte zögernd sein rotes Taschentuch heraus. Es war sein Sonntagstaschentuch, und er hatte es gerade rein bekommen. Der Kaufmann kam mit einer Flasche und goß Brantwein über den Finger — damit keine Kälte hinzukommen sollte. Der Verwundete schrie laut und schlug seine Wange gegen den Erdboden.

„Will nich' einer von Euch mitkommen?“ sagte Lasse. Aber niemand antwortete, sie wünschten sich zu drücken, für den Fall, daß die Sache vor die Obrigkeit kam. „Na ja, denn müssen wir beide es in Gottes Namen tun,“ sagte er zu Belle gewendet. Seine Stimme zitterte. „Aber aufhelfen könnt Ihr ihm doch woll — so wie Ihr ihn da hingeschmissen habt!“

Sie richteten ihn auf. Sein Gesicht war zerschlagen und blutig. In ihrem Eifer, seinen Finger zu retten, hatten sie ihn so mißhandelt, daß er kaum auf den Beinen stehen konnte.

„Das sind Lasse und Belle,“ sagte der Alte und versuchte, ihm das Gesicht abzutrocknen, „Du kennst uns doch woll, Per Olsen? Wir woll'n Dich nach Hause bringen, wenn Du gut sein und uns nichts tun willst — wir meinen es gut mit Dir, wir beide.“

Per Olsen stand da und knirschte mit den Zähnen und zitterte am ganzen Leibe. „Ach, Jesus, ach!“ was das einzige, was er sagte. Weißer Schaum stand ihm vor dem Mund. Lasse gab dem Zunge das Ende des Strickes zu halten. „Er knirscht mit den Zähnen. Der Teufel is' woll schon bei ihm zu Gang,“ flüsterte er. „Aber wenn er uns was tun will, ziehst Du aus aller Macht an dem Strick. Und wenn es ganz arg geht, müssen wir über die Gräben springen.“

Und dann machten sie sich auf den Heimweg. Lasse mußte Per Olsen unter den Arm fassen, er schwankte und war jeden Augenblick im Begriff zu fallen; beständig murmelte er etwas vor sich hin oder knirschte mit den Zähnen.

Belle trottete hinterher und hielt den Strick; es durchschauerte ihn kalt — vor Furcht und geheimer Befriedigung. So hatte er doch einen gesehen, von dem er wußte, daß er ewig verdammt war! — so wie Per Olsen sahen also die aus, die im Jenseits Teufel wrben. Aber schlecht war er nicht! Er war am gutmütigsten von allen Knechten auf dem Hof gegen Belle, er hatte ihnen die Flasche gekauft — ja, er hatte das Geld aus seiner eigenen Tasche ausgelegt bis zum Löhmungstag am ersten Mai!

(Fortsetzung folgt.)

Es lag ein frisch zusammengezimmter Bauernhof auf der Ebene unter dem Gebirge. Am Rande der kleinen Richtung, rings um die Häuser, stand der Wald dicht. Die Erde unter den Niesentannen war schwarz, und es herrschte stets ein kühles Dunkel unter dem Nadeldach.

Im Winter, wenn der Schnee herabfiel und sich weiß auf die schwarze Erde legte, da wurde die Kühle zu krachendem Frost, und das Dunkel draußen bläulich, daß jemand, der zwischen den Stämmen dahinwanderte, auf dem Boden eines Meeres zu wandern schien und das volle Licht des Tages wie eine Ahnung hoch oben über den grünblauen Wellen sah.

Aber droben, über dem Walde, erhob sich das Gebirge. Ein Schroffes, steiles Steingeröll führte von der Hochebene droben zum Waldlande darunter.

Im Frühjahr, wenn der Schnee oben auf der Hochebene schmolz und Wald und Abhänge kahl waren, da erlangt Tag und Nacht ein Getöse vom Abhang her. Bach auf Bach, stürzte das Wasser vom Gebirge herab, als wäre dort oben ein ungeheurer durchlöcherter Deich, aus dem das Wasser herborsprudelte. Es schäumte durch das ganze Geröll über die grauen Steine, die hier und da wie Felsstücke in einer Brandung hervorstachen. Und das Wasser umbrandete und umgrub die gewaltigen Steine, bis sie sich wuchtig auf die Waldfläche niedertwälzten . . . und dannernes Dröhnen grollte. Dann geschah es oft, daß Felsstücke, groß wie Häuser, vom Gebirge herabflogen, wie in die Luft hinausgeschleudert, und gegen die Steinmassen am Fuße des Abhanges aufschlugen und mit einem entsetzlich krachenden Ton in Splittern gingen. Und dann erhob sich ein Rauch von grauen Steinen und jandte einen seltsamen brandigen Geruch über den Wald hin.

Im Sommer lag der steinige Abhang grau und lautlos, nur hier und da konnte es in den Steinhäufen krachen.

Aber der Hof darunter lag sicher zwischen den Tannen.

Und die Leute fanden stets einen Weg für sich und ihre Nachrichten zur Hochebene hinan, wo das Vieh den ganzen Sommer auf die Weide ging, und wo die Sense Wochen hindurch über den grasreichen Sümpfen und Ebenen erlangt.

Und wenn der Herbst kam, fanden sie wieder ihren Weg hinab zum Walde, ehe der Herbstregen sich oben auf dem Gebirge ansammelte, und dann, Wasserfall auf Wasserfall, über steinige Hänge und Halben hinabstürzte.

Der Hof lag ganz einsam dort im Walde. Bis zur nächsten Ansiedelung war ein meilenlanger Weg. Niemals kam jemand vorbei. Kein Wanderer von Bezirk zu Bezirk nahm seinen Weg über den Hof.

Aber der Bär kam in jedem Sommer und gerrtzt Kuh oder Schaf oben auf dem Gebirge.

Heute konnten sie ihn umhergehen und das saftige Bärengras fressen sehen, das zwischen den Steinen hoch oben im Gebirge wuchs.

Und morgen sahen sie die Schafherde in wildem Lauf die Halbe hinunterkommen . . . und hinter der Herde, Stoß auf Stoß, einen unförmigen braunen Klumpen. Da, mit einem Mal, war er mitten in der Herde, stürzte sich auf eines der Tiere, und dann konnten der braune Bär und das weiße Schaf in inniger Umarmung mehrere Ellen über die Schroffen hinabrollen, bis der Bär anhielt und sich auf den Hinterfüßen erhob; und, die Beute fest an seine Brust gedrückt, kletterte er über Geröll und Gindden, wo noch keines Mannes Fuß Boden fand. Sie konnten ihn unten vom Hof hinaufflettern sehen, während ihm das Schaf unter einer Lende hervorbaumelte; er sah aus wie ein Mann, dem ein Kind über dem Arm hängt.

An den Herbstabenden konnten sie in der Nähe des Hofes hören, wie die Bärin ihre Zungen prügelte; und sie hörten den Jammer der Jungen über die schweren Schläge.

Steinar hieß der Mann, der den Waldplatz gerodet und bebaut hatte.

Er war ein kleiner, aber breitschultriger Mann, krummbeinig, Inodig und häßlich anzusehen. Er glich einem Lappländer, hatte auch das gelbe, graue, bartlose Gesicht des Lappländers.

Er nahm stets den Bärenspieß mit ins Feld, und am Gürtel hing ihm ständig das Schnittmesser, scharf geschliffen und breit.

Da geschah es eines Tages, als er oben auf dem Gebirge umherging und mähte, daß der Hirtenknaube angelaufen kam und schrie, der Bär hätte Kühe gefohlt.

Da ließ er die Sichel los, ergriff den Bärenspieß und fragte heiser, wo er sei.

* Der Norweger Haukland hat die Eindrücke zu diesen Naturschilderungen empfangen als Tauschhändler und Wanderbursche hoch oben im Norden, wo urwüchsige Menschen und eine große, wilde Natur sich erhalten haben. Die Uebersetzung ist von Ida Anders.

Und als er es erfuhr, lief er davon. Den Spieß in der einen Hand, lief er, krumm und klein, mit großen Sprüngen von Hügel zu Hügel.

Der Spieß war eine drei Ellen lange Stange aus zähem Holz mit einem zweischneidigen Messer an dem einen Ende und dicht unter dem Messer eine kleine Querstange.

Er lief immer fort, bis er in weiter Entfernung den Bären erblickte. Inmitten eines Sumpfes lag er über der Kuh, die er zu Boden gerissen hatte.

Und ein Stück von ihm entfernt standen die anderen Kühe, dicht in einen Klumpen zusammengedrängt und brüllten in Schreien und Raserei.

Da schwang er den Spieß und beschleunigte seinen Lauf.

Und als er dicht in der Nähe des Bären war, da schrie er plötzlich laut und schmetternd. Er sah das schimmernde Gebiß des Bären. Und seine Lippen verzogen sich im selben Augenblick. Er zeigte selbst die Zähne wie ein zischendes, wildes Tier.

Er blieb stehen und schrie wieder.

Aber der Bär grünte nur zu ihm hinauf mit seinem breiten Schlunde.

Er lag über der Kuh und erhob sich nicht.

Da begann Steinar zu fluchen. Weiß vor Haß und Zorn, begann er das Tier mit allen Flüchen zu verwünschen, die er nur kannte. Aber der Bär erhob sich nicht.

Da ging er ihm so nahe, daß er ihm mit einem Spießstoße die Schnauze zerfezte.

Der knirschende Laut, mit dem das Messer an den Zähnen des Tieres entlangschabte, vereinte sich mit einem Schmerzgebrüll, und nun fuhr der Bär mit einem Ruck von der Kuh auf und war dem Mann im selben Augenblick auf den Leib gerückt.

Aber Steinar wich behende zur Seite.

Er sprang ein paar Schritte zurück. Dann blieb er stehen und schrie wieder auf.

Da erhob der Bär sich auf den Hinterpfoten. Die Vorderfüße zu fürchterlicher Umarmung weit ausgebreitet, ging er auf den Mann zu. Er duckte den Kopf zwischen die Schultern, den aufgesperrten Rachen vorgestreckt, daß der blutige Schaum in schweren Lagen auf die braune Brust herabtröpf . . . und das klappenlose Gebiß leuchtete. Die zerfezte Lippe hing ihm wie ein blutiger Lappen um die Kiefern.

Steinar stand still und wartete. Er krümmte die Fehen in seinem breitklappigen Schuh zusammen, um für das dicke Ende des Spießschaftes Platz zu machen. Er stand mit gebeugten Knien und hatte beide Hände um die Stange gekrampft.

Und als der Bär ihm nahe genug war, jagte er ihm den Spieß in die Brust.

Der Bär schlug beide Vorderfüße um den Spieß und legte sich schwer darauf. Die Querstange stemmte sich ihm gegen die Brust.

Damit der Spießschaft sich nicht in die Erde bohren und durchkniden solle, stemmte Steinar das untere, starke Ende gegen die Spitze seines Schuhs. Und dann begann er rückwärts zu gehen, die ganze Zeit darauf achtend, daß der Spieß vom Schuh aus schräg aufwärts und gegen die Brust des Bären gerichtet war. Krumm und klein, wich er langsam, langsam zurück, beide Hände um den Spießgriff, das gewaltige Tier balanzierend.

Der Bär begann nun nach dem Mann zu schlagen.

Konnte ihn aber nicht erreichen.

Und bei jeder Bewegung wühlte und wühlte die breite Messerklinge in seiner Brust.

Das Blut strömte über den Spieß und über Hände und Arme des Mannes herab.

Allmählich wurde das Gebrüll des Tieres höhl und merkwürdig hustend, bis er in einem gurgelnden, erstidenden Kechllaut endete.

Der Bär leuchtete noch mühsam nach Luft . . . und erbrach schwere Klumpen Blutes aus dem Schlunde.

Da verließ seine Glieder die Kraft, er tastete hilflos mit den großen Vorderfüßen in der Luft umher.

Dann setzte er sich aufrecht hin und konnte nicht mehr. Seine Augen begegneten hilflos und ohne Haß den bösen, blutunterlaufenen Blick des Mannes.

Der stand noch immer, mit den Händen hart den Spieß umklammernd.

Bis der Bär sich auf die Seite wälzte und ganz still lag . . .

Da brach Steinar zusammen . . . blieb eine Weile liegen und atmete schwer, wie jemand, der dem Tode nahe gewesen.

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Frühgemüse.

Der Vollsmond sagt, wer zuerst kommt, der mahlt zuerst. Auch bei der Gartenkultur heißt es, früh aufstehen, beizeiten vorbereiten, wenn man zeitige Ernten haben will. Und gerade die Frühernten sind es, die für den Verkauf am meisten lohnen, aber auch da, wo sie nur dem eigenen Bedarf dienen am meisten Freude machen. Man denke nur an die ersten Radieschen, dem ersten Pflücker- oder Kopfsalat. Natürlich liegt es nicht in der Hand des Kolonisten und Parzellenbestockers, im Februar und März mit

jungem Treibgemüse aufwarten zu können, denn das früheste Gemüse, das bei uns auf den Markt kommt, und meistens nur in Delikatessehandlungen feilgeboten wird, stammt zum größeren Teil aus Südfrankreich, die Gurken kommen aus England, die Tomaten aus Italien und ein kleiner Teil der frischesten Gemüse aus den heimischen Treibhauskulturen. Später folgen dann die in warmen Mistbeeten gezogenen Frühgemüse und dann erst die ersten aus dem freien Lande. Ein Treibhaus, das zudem auch Tag und Nacht ständige Bedienung erfordert, ist den meisten kleinen Liebhabern unerschwinglich. Auch warme Mistbeete sind in heutiger Zeit für Liebhaber ein kostspieliger Luxus. Seitdem es der Pferde immer weniger, der Automobile, die keinen Mist produzieren, immer mehr werden, ist der „Nachschuß“ der Pferde, der für die Anlage warmer Mistbeete fast ausschließlich in Frage kommt, sehr teuer und zudem so rar geworden, daß er in der zweiten Hälfte des Winters und im Frühling, wenn er hauptsächlich gebraucht wird, nur wenigen zur Verfügung steht, die die Mistproduktion ganzer Stallungen und Betriebsgesellschaften pachten.

Trotz alledem bietet sich aber auch dem einfachen Liebhaber die Möglichkeit, eine anspruchslose Frühkultur zu betreiben. Zunächst kommt es darauf an, Saaten, die Frost ertragen, so früh wie möglich im freien Lande auszuführen. Es ist dies besonders bei solchen Samenarten vorteilhaft, die sehr lange zum Keimen brauchen, wie bei den Karotten. Man weiß ja jetzt nie, wie man sich der Bitterung gegenüber zu verhalten hat. Wir durchleben eben wieder einen sonderbaren Winter, wie ihn Briegle noch nie durchlebt haben will: Heute Schnee, dann Tauwetter und dann wieder Frost, der plötzlich in warme Bitterung umschlägt. Wenn aber der Boden frostfrei, gegraben und abgeharkt ist, so kann man jetzt unbekümmert um noch nachfolgende Fröste Karotten, Spinat und harte Küchenkräuter säen. Ausgang dieses Monats lassen sich bei günstiger Bitterung auch schon die ersten Erbsen und die sogenannten Sau- oder großen Bohnen legen. Man legt die Erbsen nicht alle auf einmal, sondern immer von zwei zu zwei Wochen etwas, bis Mitte Mai, um recht lange grüne Schoten zu haben. Spätere Saaten lohnen schlecht, namentlich in trockenen Sommern. Mit Spinat und Salat, dessen erste Aussaat man gleichfalls jetzt machen kann, verhält es sich ähnlich. Die aus frühen Saaten hervorgehenden Pflanzen liefern die beste Ernte. Späte Saaten schießen reich in Samen, und die Pflanzen sind dann für die Küche unbrauchbar. Den ersten Ertrag bringt immer der Pflückerlat, der keine Köpfe bildet. Einen prächtigen, würzigen Salat, und dazu den frühesten, liefert auch die gewöhnliche Gartenkresse. Ihr schnelles Keimen ist sprichwörtlich. Bei warmem Wetter geht sie schon am Tage nach der Aussaat auf. Diese Kresse sät man dicht, so daß sie wie Rasen aufgeht. Man kann dann die kleinen, langstieligen Sämlinge schon nach Entwidlung der beiden Samenblätter mit der Schere säneiden und mit Essig und Del zubereiten. Jetzt in den Garten gesät, keimt und wächst diese Kresse freilich erst im März-April. Sät man sie in Blumentöpfen oder Holzstücken an und stellt diese an das Fenster der Wohnzimmern, so kann man aber bereits nach zehn bis zwölf Tagen ernten. Ein interessantes Verfahren ist das Wesen alter Weinsflaschen mit Kresse; man reinigt eine Flasche und wickelt sie dann dünn mit entfetteter Watte ein, feuchtet diese an und streut die Samen dicht darüber. Die Flasche wird nun mit Wasser gefüllt, wonach man drei nach außen überhängende, gleichfalls aus Watte hergestellte Dochte in den Hals einführt, diese ziehen das Wasser an und geben es Tropfen für Tropfen an die Flaschenumhüllung, diese vollständig feucht erhaltend. Die so hergerichtete Flasche stellt man in einen tiefen Teller und füllt nach Erfordernis Wasser nach. Nach wenigen Tagen ist alles grün und kann nun mit der Schere nach Bedarf geschnitten werden.

Zur ersten Bepflanzung des Gartens mit Kohlgewächsen verwendet man überwinterte Pflänzlinge, die schon im August im Gemüsegarten herangezogen wurden. Diese Pflänzlinge selbst zu überwintern, ist eine unsichere Sache, da sie nicht nur unter Glas gehalten und bei mildem Wetter stets rechtzeitig gelüftet werden müssen, sondern da ihnen auch die Räuse zur kalten Jahreszeit stark nachstellen. Man kauft also das Pflanzmaterial und pflanzt es Ende dieses Monats oder Anfangs März auf die Kulturbeete. Ueberwintertes Zwergblumenkohl bringt schon Ausgangs Juni feste Köpfe. Freilich geht bei dieser Frühkultur nicht immer alles glatt ab, da Tauben, Krähen, Sperlinge und sonstige Finkenvögel, aber auch Jagdfasanen und Rebhühner zu dieser Jahreszeit, in der saftigen Grün rar ist, den frisch gesetzten Pflänzlingen nachstellen und sie bis auf die Wurzel abfressen. Diese Gefahr besteht übrigens auch noch bei der Frühjahrspflanzung.

Die der ersten Gemüsepflanzung folgende zweite wird unter Verwendung von Pflänzlingen ausgeführt, die der März-aussaat unter Glas entstammen. Zu dieser Aussaat bedarf es keines warmen mit Pferdebedung angelegten Mistbeetes, sondern nur eines sogenannten kalten Kastens. Einen Holzrahmen, der oben etwas höher als unten ist, paßt man in der genauen Größe einem beschafften alten, aber nicht zerbrochenen Fenster an, das durchaus kein normales Mistbeetenfenster zu sein braucht. Man setzt diesen Kasten auf eine geeignete Gartenstelle, bringt lockere Erde, wenn möglich zuvor eine fußhohe trockene Laubschicht ein und sät dann die verschiedenartigen, später zu verpflanzenden Gemüse, wie Kohl jeder Art, Kopfsalat, Portree,

Sellerie usw. Der Kasten muß schräg sein, also das Fenster von oben nach unten etwas abfallen, damit der Regen rasch ablaufen kann. Die Glasfläche soll von Norden nach Süden gerichtet sein. Nach erfolgter Aussaat wird die ganze besäte Fläche mit feiner Erde leicht überstreut, mit einem flachen Brett festgedrückt, wonach man das Fenster auflegt, das man in kalten Nächten noch mit einer Strohmatte, einem alten Teppich und dergleichen bedecken muß. Dies Verfahren der Selbstausaat unter Glas empfiehlt sich aber nur da, wo man immer bei der Hand ist, also das Fenster zur rechten Zeit öffnen und wieder schließen kann. Im Frühling werden ja die gewöhnlichen Saelinge in Gärtnereien und Samenhandlungen billig verkauft, so daß bei kleinen Bedarf der Kauf oft wirtschaftlicher als die Selbstanzucht ist.

Einige Gemüsesämereien nehmen sich sehr lange Zeit bis zum Keimen, so Porree und namentlich Sellerie, welche letzteren man überhaupt erst Ende Mai, anfangs Juni, ins Freie pflanzen soll. Man begünstigt die Keimung, wenn man zwei bis drei Hände voll Erde nimmt, den Selleriesamen mit dieser gründlich vermischt, dann das ganze Gemisch locker in einen Blumentopf fällt, nach Verbesserung mit warmem Wasser befeuchtet und recht warm und dunkel stellt, am besten in nächste Nähe des Ofens. Wenn man nach zwei bis drei Wochen sieht, daß die hellen Wurzeln aus dem Samen hervortreten, so nimmt man die Mischung aus dem Topfe heraus und streut sie gleichmäßig in den mit Glas bedeckten Kasten oder in Saatgefäße aus.

Sehr lohnend ist im Zimmer die Aussaat unserer frosthempfindlichsten Gemüse, der Kürbisse, Gurken und Tomaten. Wenn man im Sommer Tomaten im Garten hatte und einige Früchte überreif wurden, abheben und verkaufen, so wird man im Juni/Juli des nächsten Jahres auf der Stelle, wo diese Tomaten standen, einen mehr oder weniger reichlichen Nachwuchs finden. Obwohl die Tomate selbst außerordentlich frosthempfindlich ist und schon dem ersten Herbstfrost zum Opfer fällt, sind ihre Samen winterhart. Aber, wie gesagt, die Sämlinge keimen im Freien sehr spät und an Blüten- und Fruchtbildung ist dann nicht mehr zu denken. Anders verhält es sich, wenn wir jetzt im Zimmer eine Aussaat machen und die aufgebenden Sämlinge, sobald sie so stark sind, daß sie mit den Fingern gefaßt werden können, zu 5 bis 8 Stück in 10 Zentimeter weite Töpfe verpflanzen (pflücken). Man hebt die Sämlinge zu diesem Zwecke vorsichtig mit einem zugespitzten Stab aus dem Saatgefäß heraus und pflanzt sie, indem man mit dem gleichen Stab im neuen Topf für jede Pflanze ein entsprechend weites und tiefes Loch macht, sie mit den Wurzeln gerade und so tief hineinhält, daß die Keimblätter dicht über dem Boden stehen, und dann das Loch zubrückt. Sind die Töpfe bepflanzt, dann werden sie mit der Brause mit warmem Wasser angegossen, warm und hell gestellt. Auch für die Folge ist nur mit warmem Wasser zu gießen. Haben sich die ersten Blätter entwickelt, so nimmt man den ganzen Erdballen aus dem Topfe heraus, nimmt die Pflanzen so auseinander, daß bei jeder einzelnen möglichst reichlich Erde an den Wurzeln bleibt, und pflanzt jede für sich in einen entsprechend großen Topf. Mitte Mai hat man dann starke Pflanzen, die, zuvor abgehärtet, an Sonne und Außenluft gewöhnt, nun ausgetopft und an die sonnigste und wärmste Stelle im Garten frei angepflanzt werden. Der Ertrag von drei bis vier kräftigen Tomaten genügt in der Regel für eine ganze Familie. Die Ernte ist in unserem Klima nicht ganz sicher, deshalb darf man nur früheste Sorten säen, da Spätformen auch im warmen Sommer nicht reifen.

Auch bei Gurken und Kürbissen, für die unser Sommer etwas zu kurz ist, tut man gut daran, die Aussaat frühzeitig im Zimmer zu machen, doch hat dies Zeit bis März. Die großen Samenförner keimen am allerbesten in Sägemehl. Kann man dies nicht in einer Tischlerei erhalten, so nimmt man Lohmüll. Man stellt die Gefäße mit den eingelegten Körnern warm und dunkel, aber schon nach wenigen Tagen, sobald die Keimung beginnt, wieder hell, und gießt nur mit warmem Wasser von etwa 30 Grad Celsius. Einmaliges Gießen mit kaltem Wasser hat sofort das Umfallen und Absterben der Sämlinge zur Folge. Sind die beiden Keimlappen, die bei den Kürbissen sehr groß werden, entfaltet, so pflanzt man die Sämlinge einzelnen in kleine Töpfe, Gurken in solche geringster Größe, sogenannte Fingerhüte, und zwar genau wie bei den Tomaten tief bis in die Keimlappen. Das hierbei in die Erde kommende weiche Stammstück bewurzelt sich rasch und trägt mit zur Ernährung der Pflanze bei. Früher lockten sich die Liebhaber einige Hünerreier hart, hobierten sie durch einen kräftigen Messerschlag, aßen das Innere auf und benutzten die beiden Schalenhälften an Stelle kleinster Blumentöpfe. Man muß zuvor aber auf beiden Seiten mit dem Ei so verfahren, wie es Kolumbus mit einer Seite tat, damit die Töpfe stehen und außerdem durch den angestoßenen Teil das überflüssige Gießwasser abfließen kann.

Frau Priegle hat auch gern süße Kartoffeln. In Berlin gibt es freilich den ganzen Winter Frühkartoffeln, die sogenannten Maltakartoffeln, in der Hauptache von der gleichnamigen Insel stammen, das Pfund 1,25 M. kosten, aber trotz alledem sehr schmackhaft. Um im Garten möglichst früh Kartoffeln zu haben, legt man jetzt die allerfrühesten Sorten, namentlich die sogenannte Sechswochenkartoffel, in ein flaches Holzstückchen auf eine dünne Schicht feuchtes Säge- oder Lohmüll, bedt sie mit dem gleichen Material

zu und hält sie mäßig warm und mäßig feucht. Bei dieser Behandlung bewurzeln sich die Kartoffeln sehr rasch, und beginnen auszutreiben. Anfangs April nimmt man den ganzen Kasten mit auf die Barzele, hebt an Ort und Stelle jede einzelne Kartoffel vorsichtig heraus, daß die jungen Triebe nicht abbrechen und Säge- mehl oder Lohmüll reichlich an den Wurzeln haften bleibt. Nun pflanzt man die angetriebenen Knollen mit ihrer Umgebung einzeln so tief aus, daß Wurzeln und Jungtriebe gut bedeckt sind. Der Erfolg wird ein verblüffender sein, und wenn auch nicht nach sechs Wochen, so wird man doch ausgangs Mai die ersten schmackhaften Frühkartoffeln eigener Zucht als Pellkartoffeln auf dem Tische haben, die mit einem feinen Hering unserem lieben Priegle auch dann munden, wenn er keinen Kater hat.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Läßt sich die Zahl der Eier bei den Vögeln erhöhen? Es ist nicht schwer festzustellen, daß jede bestimmte Vogelart in der Legezeit eine ziemlich fest umgrenzte Zahl der Eier legt, solange wenigstens die Lebensverhältnisse keine gewalttätige Veränderung erfahren. Ein französischer Zoologe J. D. Rouget hat bei einigen Arten von Singvögeln diese Verhältnisse derart umgestaltet, daß er jedesmal einige von den gelegten Eiern aus dem Neste entfernte. Die Folge davon war, daß das Weibchen dann immer überzählige Eier nachsetzte. Es gelang ihm z. B. auf diese Weise bei der Brahmkäse neun Eier in ein und dasselbe Nest zu bekommen (fünf wurden früher entfernt); eine Waldmeise legte zwölf Eier; bei einer Maimeiße, die neun Eier gelegt hatte, wurden alle diese Eier nach einigen Tagen des Brütens weggenommen, und sie legte dann beinahe dieselbe Zahl (8) von Eiern nach. Eine Zirlammer legte zuerst 5 Eier, dann 4 und schließlich, nachdem diese auch weggenommen waren, noch 2.

Welches ist nun die Ursache dieser Eierüberproduktion? Wahrscheinlich liegt sie in der erhöhten Nahrungsaufnahme des Weibchens zur Zeit des Eierlegens. Wenn es sich nun herausstellt, daß im Neste weniger Eier vorhanden sind, als es im Verhältnis zur Körperoberfläche des brütenden Vogels notwendig ist, so veranlaßt dieser Umstand das Weibchen, die erhöhte Nahrungsaufnahme fortzusetzen und auf diese Weise die normalen Verhältnisse durch Nachlieferung fehlender Eier wieder herzustellen.

Medizinisches.

Das Fragezeichen des Scharlachs. Wer keine genauere Kenntnis von den Schwierigkeiten hat, mit denen die Bakteriologie bei ihren Forschungen zu kämpfen hat, kann es schwer begreifen, warum die Erreger mancher zweifellos ansteckenden Krankheiten nicht zu fassen sind. Während man des Diphtheriebazillus längst habhaft geworden ist, sind gerade von so verbreiteten Krankheiten wie Malaria und Scharlach die eigentlichen Keime noch unbekannt. Immerhin muß man sich vorläufig so gut wie möglich abfinden, und das Beispiel der Pocken zeigt, daß große Erfolge gegen die ansteckenden Krankheiten auch ohne sichere Kenntnis ihrer Keime möglich sind. Für den Scharlach sind in dieser Hinsicht die Ausführungen wichtig, die jetzt Dr. Kolall in der Wiener klinischen Wochenschrift veröffentlicht. Die größte Beachtung, die dieser Fachmann für den Scharlach fordert, ist durchaus begründet. Die Häufigkeit der Erkrankungen ist zwar längst nicht so groß wie bei den Malaria, dafür aber ist die Krankheit weit gefährlicher, und außer der echten Influenza gibt es kaum eine andere, die namentlich wegen ihrer Begleit- und Folgeerscheinungen so bedenkliche Eigenschaften besitzt. Auch wenn der Scharlach selbst glücklich überwunden zu sein scheint, so treten danach allerhand Erkrankungen verschiedener Organe auf, zum Beispiel der Drüsen, der Nieren, ferner auch der Gelenke, der Ohren, und wenn ein derart heimgefügtes Kind schließlich auch gänzlich gesundet, so wird es durch die lange Dauer der Erkrankung doch körperlich wie geistig in seiner Entwicklung arg zurückgebracht. Die Ansteckungskraft des Scharlachs ist wie gesagt geringer als die der Malaria. Wahrscheinlich kommt es nur selten vor, daß die unerkannten Keime auch durch gesunde Personen übertragen werden. Infolge dessen ist das erste Gebot: die Bekämpfung der Krankheit in einer sorgfältigen und genügend langen Isolierung der Erkrankten. Beobachtungen, die Dr. Kolall an den Schulen in Wien 28 Jahre lang durchgeführt hat, haben gezeigt, daß die Zahl der Fälle in den großen Ferien sinkt. Die bedeutendste Frage ist die, wie lange ein an Scharlach erkrankt gewesenes Kind für seine Umgebung ansteckend bleibt. Gewöhnlich wird diese Zeit auf sechs Wochen angenommen, aber ohne Zweifel sind dabei erhebliche individuelle Unterschiede vorhanden. Dr. Kolall hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er eine ganze Reihe von Fällen auf die Dauer der Ansteckungsgefahr geprüft hat, nachdem er zuerst einmal festgestellt hatte, daß eine Ansteckung noch 57 Tage nach der ersten Erkrankung stattgefunden hatte. Es hat sich nun gezeigt, daß unter Umständen diese Gefahr sogar noch länger besteht. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, diesen Punkt noch weit schärfer ins Auge zu fassen. Es liegt auf der Hand, daß hier die Entdeckung des Scharlachkeims mit einem Schlag Wandel schaffen würde, weil man dann genau beurteilen könnte, wann ein Kind völlig frei von der Krankheit geworden ist.